Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 49

Artikel: Leiden und Freuden eines bernischen Schulmädchens vor fünfzig Jahren

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647849

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

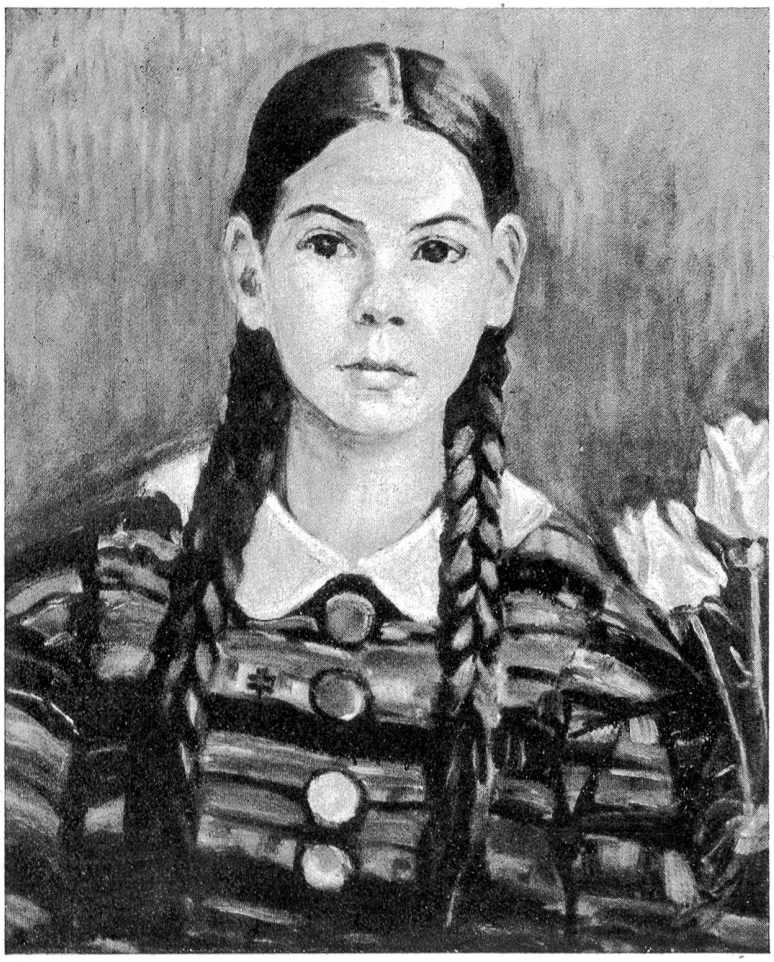
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Bertha Züricher: Ruthli (Portrait).
(Gegenwärtig Ausstellung Postgasse 68, Bern.)

In meiner Seele blüht ein heiliges Wunder auf. Am liebsten würde ich die Mistelimutter trotz des Nasentröpfleins umarmen. Wie ein Leuchten geht die Sehnsucht nach der Mutter durch den Stall und stiehlt sich tief in meine Seele.

„Wenn das Christkind die Mutter gesund macht, dann bin ich schon froh", würge ich endlich überglücklich aus meiner Kehle.

Frau Misteli versteht. Sie kneift mir in die Backen und sagt lieb wie eine Mutter:

„Ja, das mußt du dem Christkindli schon selber sagen, etwa beim Nachtgebet oder vielleicht am Sonntag, wenn dich der Aetti (Vater) mit in die Kirche nimmt. So, jetzt hacke die Rüben noch fertig und dann komm zum Essen."

(Fortsetzung folgt.)

Leiden und Freuden eines bernischen Schulmädchens vor fünfzig Jahren.

Motto: „Der einst mein Herz gerührt, bestärkt, erschüttert,
Der Lehrer bleibt mir stets Vorbild und Zier;
Der aber nur mir den Verstand gefüttert,
Den ließ ich längstens hinter mir."
Otto Sutermeister.

Die wichtigsten Menschen, gleich nach den Eltern, sind im Leben eines Kindes wohl seine Lehrer. Wie viel Freude, wie viel Liebe — aber auch wie viel Enttäuschung und Bitternis mischt sich doch in die Erinnerung an unsere Schulzeit! Alle die guten Geister, die über unserer Kindheit geschwebt — und das Band mit dem späteren Leben, mit unserer Entwicklung, unserem Werden geknüpft, wiegen im Zurückblicken doppelt; aber auch alles Kleinliche, Ungute und Lieblose wird leicht zur Karikatur, wenn die sogenannten „Erzieher" es nicht verstanden haben, sich das Herz ihrer Schützlinge zu erobern.

Ich war noch nicht sechs Jahre alt, als meine Mutter mich für den ersten Schulgang rüstete. Man schickte damals im lieben, alten Bern seine Sprößlinge beizeiten in die Drillanstalt, wenigstens vormittags, damit es zu Hause etwas ruhiger werde.

Zu jener Zeit gehörte die Privatschule von Fräulein Glarner zum guten Ton. Ja man war wirklich exklusiv, oft auch ohne zu überlegen, sogar in Familien, die nicht mit großen irdischen Gütern gesegnet waren.

Es war gerade Botanikstunde, als ich schüchtern, hinter meine Mutter verborgen, das langgestreckte, etwas düstere Schulzimmer betrat. Wie stolz war ich eben noch gewesen, da meine liebe Mama mich schon bis auf hundert hatte zählen lehren und ich alle Buchstaben schreiben konnte. Die Kinder saßen, Buben und Mädchen, an langen Tischen, und auf dem Pult der Lehrerin lagen ein paar Bündel Blumen, die sie nacheinander in die Höhe hob und nach den Namen fragte. Das Blumensuchen an den freien Nachmittagen und das darauffolgende gründliche Kennenlernen ist mir auch am eindrücklichsten und freundlichsten haften geblieben aus jenen beiden Jahren erster Schulzeit.

„Das ist die Wiesensalbei", antwortete der Chor kleiner Stimmen auf die Frage der Lehrerin. „Das ist die Brunnkresse", tönte die nächste Antwort. Wiederhole es, sagte die Lehrerin zu dem Neuling. Stolz öffnete ich den Mund: „das ist die Bunnkesse". Was war das ein lautes Lachen und übermütiges Kichern der ganzen Klasse! Niemand hatte bis jetzt dem kleinen Mädchen gesagt, daß das noch fehlende r in der Aussprache etwas Komisches sei. Ich wurde dunkelrot und versteckte mich vor Scham hinter meine Mutter, die sich eben zum Gehen rüstete — aber keine Gewalt der Erde hätte mich dazu gebracht, an diesem Vormittag, auf den ich mich doch so gefreut hatte, allein da zu bleiben. Schließlich nahm sie mich wieder mit nach Hause und ich machte den ganzen Nachmittag eifrig Uebungen, um den in meinem Alphabet noch fehlenden wichtigen Buchstaben endgültig zu packen: r r r r.

Am andern Morgen mußte ich allein mit meinem ältern Bruder, der mich noch auf dem ganzen Schulweg hänselte, zum zweiten Male antreten. Aber ich glaube, der fatale Anfang hat von vornherein wie ein schlimmes Omen auf meinem ganzen dortigen Aufenthalt gelegen.

Fräulein Glarner war eine Lehrerin der alten Schule, viel Drill und gewiß nützliches Wissen, aber wenig von der Art, die die jungen Pflänzchen, die ihr anvertraut waren, zum Wachsen und Anwurzeln gebracht hätten. Gewiß hatte sie auch ihre guten Seiten, vor allem durften wir allerlei auswendig lernen und noch heute ist mir manches Verslein, an dem ich Freude hatte, in Erinnerung. Wie wenig hätte es damals gebraucht, um das lernhungrige, kleine Mädchen wirklich freudig zum Lernen zu bringen. Aber sie stund immer wie eine drohende Gewitterwolke hinter einem, wenn man eine Aufgabe hersagen sollte und klaps, hatte ihre Hand zugeschlagen, wenn die Antwort nicht schnell genug erfolgte.

Später erinnerte ich mich oft an ein Zeugnis, das mich zu Hause beschämen sollte und das doch nur ihre Art, die Kinder einzuschüchtern, illustrierte: „Die schwersten Sa-

chen sagt sie mit Leichtigkeit (dort war sie eben geduldiger), aber zu den Leichtesten ist sie nur durch Strafe zu bringen."

Auch die Strafen waren grausam für uns Wildfänge der ersten Schuljahre. Ich erinnere mich, daß ein Bub einen ganzen Vormittag auf einem Bänkchen oben stehen mußte, weil er am Tag vorher, als gerade das verlockende Rößlispiel auf der Schützenmatte war, ein wenig die Schule geschwänzt hatte. Einem Mädchen band sie einmal stundenlang die Hände an die Stuhllehne fest, da es ihm wohl unmöglich gewesen war, diese, wie vorgeschrieben, ruhig vor sich auf den Tisch zu legen. Und wie oft kam ich erst nach Hause, als der Mittagstisch abgeräumt und die Suppe kalt war. Nachsitzen, Arrest drohte jedesmal, wenn das zappelige Menschenkind die drei Stunden fast mechanischen Lernens nicht mehr aushalten konnte und plötzlich einen unerlaubten Ton von sich gab.

Da ist mir aber auch eine süße Erinnerung an solch ein bitteres Nachspiel geblieben. Ich hatte mit den Füßen gescharrt und sollte mich nach einer halben Stunde Arrest noch bei ihrem Vater, dem Pfarrer, entschuldigen, da ich ihn in seiner Ruhe gestört hätte. Zaghaft schlich ich die Treppe hinunter und klopfte an das Studierzimmer, in welchem der freundliche, alte Herr gewiß nichts von dem ungeduldigen Getrampel der Kinderfüße gehört hatte. Dieser saß gerade hinter einer Tasse schwarzen Kaffees, als meine schüchterne Abbitte ihn aufblicken ließ. Aber — mochte er das Pedantische in der Erziehungsmethode seiner Tochter gefühlt haben — anstatt des gefürchteten Verweises tunkte er lächelnd ein großes Stück Zucker in die Tasse und steckte es dem überraschten Kinde in den Mund.

In die gleiche Zeit fielen zu Hause noch meine verunglückten, ersten Klavierstunden, die zugleich die letzten meines Lebens geblieben sind. Mein Mütterlein war selbst sehr musikalisch, spielte mit großer Liebe Beethoven, Mozart u. a. oder sang mit ihrem klaren, reinen Sopran schöne Schubert- oder Schumann-Lieder. Da hatte sie geglaubt, daß ihre Aelteste doch gewiß in ihre Fußstapfen treten werde und ließ aus der Nachbarschaft eine Klavierlehrerin kommen, die dem sechsjährigen Mädchen die Anfangsbegriffe beibringen sollte. Aber o weh!

Wohl hätte ich Freude an der Musik gehabt, denn nichts war schöner, als der Mama zuzuhören; aber das musikalische Gehör, bis auf den Rhythmus, mit dem ich auf gutem Fuß stand, fehlte, und Fräulein Bischof (sie ist längst nach Amerika ausgewandert) verstund sich leider auch aufs Einschüchtern. Wenn ich mit noch so viel Mühe eine Aufgabe gelernt und der allzeit geduldigen, aber kränklichen Mutter sie zuletzt ganz ordentlich vorgespielt hatte — kaum saß die Gestrenge am Samstagnachmittag neben mir, eine Stricknadel in der Hand, um mir beim ersten Fehlgriff auf die Finger zu klopfen oder mich von hinten am Zopf zu ziehen — da war alles Gelernte weggeflogen und konnte nicht wieder eingefangen werden.

Dazu hatte sie, die wußte, daß ich ein kleines Leckermaul war, noch eine Quälerei ausgedacht. Sie brachte meist ein wenig Schokolade mit, die sie verheißungsvoll vor mich aufs Klavier legte, wie wenn sie sagen wollte: „siehst du, wie gut ich bin, du brauchst nur zu lernen, dann bist du schon belohnt." Doch wer kennt die Angst eines Kinderherzens, wenn es sich darum handelt, sein Können zeigen zu müssen. Da hätte viel Vertrauen und Liebe dazu gehört und natürlich auch ein wenig mehr angeborene Begabung.

Am Schluß der Stunde rief die Klavier-„Pädagogin" meine kleinen Geschwister, die im Nebenzimmer spielten, verteilte die Schokolade unter sie und ich ging leer aus. Das ging Monate lang, bis ich wirklich ganz störrisch wurde und Mama endlich einsah, daß Klavierspielenlernen bei mir verlorene Liebesmühe sei und mich wieder davon befreite. Da ich zu gleicher Zeit auch bei Fräulein Glarner keine gute Schülerin war, hatte ich damals oft das unbehagliche Gefühl, aus der Art geschlagen zu sein.

Wie ein sanfter, milder Regen nach langer Dürre, in der einem jeder Grashalm weh zu tun scheint, kam mir nach zweieinhalb Jahren beengendem Drill dann das von mir erbettelte Hinüberrücken in eine der städtischen Schulen vor. Man wählte die sogenannte „Burgerliche". Wieso mein Vater mich nicht in die nähere Einwohner-Mädchenschule, an deren Spitze damals J. V. Widmann stund, schickte, konnte ich später nie begreifen. Man wird wohl diesen großen Schriftsteller und bedeutenden Schulmann gerade in jener Zeit vor seinem Amtsaustritt so gehörig verketzert haben, daß sogar sonst einsichtige Eltern Angst bekamen vor der allzu freigeistigen Erziehung.

Doch ich traf es eigentlich auch gut in der „Burgerlichen", da Fräulein Ziegler eine sehr freundliche Lehrerin war, an der wir alle wie Schäflein an einer guten Hirtin hingen. An Einzelnes aus ihren Stunden kann ich mich zwar nicht mehr erinnern, aber das halbe Jahr achte Klasse war für mich langersehnter Friede, Ruhe und Glückseligkeit. Hinter mir das pedantische Eintrillen, Kläpse und Strafaufgaben, hinter mir die entsetzlichen Klavierstunden! Ich wurde eine ganz brave Schülerin und fand nette kleine Freundinnen. Bei Fräulein Glarner war in dieser Hinsicht immer eine gewisse Scheidung zwischen den kleinen Patriziermädchen in hübschen Samtkleidchen und den robusteren aus unsern Kreisen gewesen. Erstere wurden auch immer ein wenig sanfter behandelt. Daß man auch mit Arbeiterkindern auf der glei- Schulbank sitzen und gut Freund sein konnte, kam uns leider noch gar nicht in den Sinn.

In freundlicher Erinnerung ist mir auch die Lehrerin der Sechsten geblieben, die wir aber respektlos „die Tanzlehrerin vom Giritzimoos" nannten. Sie war die Liebe und Güte selbst, trotz ihrer ein wenig komischen, altjümpferlichen Erscheinung; denn sie kam mit etwas wiegenden, fast tänzelnden Schritten einher. Ich mochte sie aber gern, und ich weiß noch, wie ich ihr Herz gewann, als ich ihr einmal einen meiner ersten Malversuche aufs Pult legte.

Die Schule hatte einen welschschweizerischen Direktor, der jeden Montag um acht Uhr eine Andacht im großen Schulsaal hielt. Meine Lachmuskeln waren von Geburt an sehr lockere Dinger, und es war gewiß nicht aus Mangel an Respekt, daß ich einmal mitten im Vaterunser meiner Heiterkeit freien Lauf lassen mußte. Hatte er doch gebetet: „Unser Vater, der du bist in dem ‚Immel'". Eine ganze Stunde Arrest wurde mir dafür von dem Gefürchteten diktiert, der wie ein schreckliches Unwetter gleich nachher zur Klassentüre hineinschnob und rief: „Wer at da gelacht?" Ja, ich war es und noch oft im Leben habe ich in der Folge meine angeborene Fröhlichkeit büßen müssen.

Vor die schwersten Proben sollten mich aber die darauffolgenden Jahre in der neugegründeten Mädchen-Sekundarschule, die durch das Zusammenschmelzen der „Burgerlichen" mit der Einwohner-Mädchenschule zustande kam, stellen. Von der Direktion dieser Letztern hatte man eben J. V. Widmann hinweggeärgert, aber vor seinem Gehen durfte ich von dem großen Manne noch einen unvergeßlichen Kindheitseindruck empfangen.

Ich hatte eine kleine Freundin in dieser Schule, eine Enkelin Jeremias Gotthelfs. Kurz vor der Abschiedsfeier von dem geliebten Direktor kam ich mit ihr zusammen und sie forderte mich auf, an dieser als Zuschauerin teilzunehmen, ganz hinten versteckt im Saale, aber doch konnte ich von dort unbemerkt meine Augen auf die Estrade gleiten lassen, wo sich dann für diese etwas ganz Wunderbares abspielte. Da saß er, vorn, an der Rampe und nahm Abschied von seiner Schülerinnenschar. Mit bewegten, gütigen Blicken und mit halb traurigem, halb schalkhaftem Lächeln redete er zu ihr und plötzlich erschütterte der ganze Saal von gewaltigem Schluchzen. Ich weinte mit, obschon ich eigentlich gar nicht

begriff, daß man einen Direktor, der für mich bis jetzt der Begriff von etwas Unnahbarem war, so verehren und lieben könne. Heimlich aber zürnte ich meinen Eltern, daß ich nicht auch seine Schülerin hatte sein dürfen und ich ahnte etwas von dem ungerechten Walten, das über dieser Schule lag.

„Ueber jedem Neste baut der Himmel Paläste,
Wolkenburgen in Sonnenglut,
Es ist kein Fleck zu klein auf Erden,
Auf ihm ein Mann, ein Held zu werden,
Du junge Seele, fasse Mut."

Daß man damals den Dichter dieser Verse, den feinen Kenner der Jugend, den wirklich gottgesandten Lehrer, aus engem Dogmengeist heraus einfach ziehen ließ und mit ihm Spitteler, der ebenfalls an seiner Schule unterrichtete, das ist ein Kapitel, das der damaligen Schulpolitik keine Ehre macht.

Die Schuljahre an der Amthausgasse, die nun absolviert waren, sind mir noch aus einem freilich nicht dazu gehörenden Grunde in freundlicher Erinnerung, nämlich durch die unmittelbare Nähe der alten Insel, des Spitals, dem damals ein Onkel von mir vorstand. Es war aber mehr die Tante Scherz, zu der es mich oft nach der Schule schnell hinüber zog, denn der Onkel war eine Respektsperson und durfte von uns Kindern nie gestört werden. Selbst die Tante sprach immer nur als „Herr Scherz" von ihm und ich habe nie gehört, daß sie ihn mit seinem Vornamen anredete.

Aber das interessante, alte Inselspital mit dem Standbild seiner Gründerin, der ehrwürdigen Klosterfrau Anna Seiler, davor, übte auf uns Kinder einen geheimnisvollen Zauber aus. Jedes der großen, gegen die schöne Terrasse und dem steil zur Aare abfallenden Garten gelegenen Zimmer erschien mir mit seiner hohen, gewölbten Decke wie eine kleine Kapelle und die riesigen, bemalten Kachelöfen, sowie die schön gebeizten Bodenkreuze erhöhten noch ihren Reiz.

Die Tante, mit dem schönen Vornamen Rosalie, war immer sehr freundlich, auch wenn man sich unerwartet einstellte, und hielt schnell Umschau, ob der Gestrenge nicht in Sicht sei. Denn dann durfte man ein wenig in das Heiligtum des Onkels, seine Studierstube, eindringen, wo neben seinem Schreibtisch der verlockende Schaukelstuhl mit seinen geschwungenen Armlehnen und seinem bequemen, breiten, geflochtenen Sitz stand. Der war eine meiner Sehnsüchte als kleines Mädchen und heimlich hoffte ich jedesmal, daß er einmal oben herumfliegen würde, wenn er wie toll in Bewegung gesetzt war. Aber er kam immer von selbst und ganz vernünftig wieder ins Gleichgewicht. War der Onkel da, so durfte man wenigstens auf den großen Ofen im Wohnzimmer, zu dem hinten Tritte hinaufführten, klettern. Dort oben stund der Tante ihr lustiges, kleines Essigfaß und ich mußte mich jedesmal sehr zusammennehmen, nicht etwa schnell an dem Hahnen zu drehen, um zu ergründen, ob es wirklich nur Essig und nicht etwas viel Besseres enthielt.

Nun nahm leider mit dem Hinaufrücken an die Bundesgasse diese freundliche Nachbarschaft ein Ende und bald wurde sowieso die alte Insel abgebrochen und das Spital an seinen jetzigen Standort verpflanzt.

Mit einer Anzahl anderer Mädchen wurde ich zu der etwas zweifelhaften Vergünstigung auserkoren, die fünfte Klasse zu überspringen, was gewiß manche Lücke in mein schon mangelhaftes Schulwissen riß.

Ich kam in der Vierten zu einer sehr sympathischen Lehrerin, die sich aber noch im selben Jahr mit einem bernischen Gymnasiallehrer verheiratete. Sie war jedenfalls ganz unschuldig daran, daß ich gerade in dieser Vierten für ein paar Jahre das richtige „enfant terrible" der Klasse wurde. Und das wegen zwei Lehrern, die einfach nicht vermochten, uns Mädchen Respekt und Lerneifer einzuflößen.

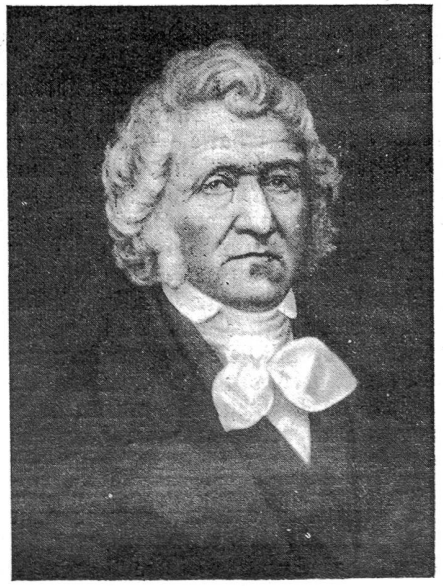
Da war der „Giri", unser Französischlehrer, der es mit seinen Stunden so bequem nahm, daß er uns selbst untereinander unsere Aufgaben korrigieren ließ, und wir ließen natürlich unseren Freundinnen alle Fehler stehen. Am Tage vor der angekündigten Inspektion, die dann zu seiner Entlassung führte, mußten wir unter schnell zum Vorzeigen zusammengeschriebene Diktate verschiedene Daten machen. Das rächte sich, denn ein kleines Mädchen hatte das spätere Datum voran gesetzt und die Sache endigte mit einem peinlichen Verhör. Seinen Nachfolger, Herrn Gauchat, mochten wir dann wieder sehr; er war vielleicht nur zu gut und nachsichtig für unsere ein wenig undisziplinierte Klasse.

Wer mir aber leider weder gut noch anspornend in Erinnerung geblieben, das war ein blondes, bärtiges Männchen, von uns der „Schneuz" geheißen, unser Rechnungs- und Geschichtslehrer dieser Jahre. Klein, unscheinbar, mit einem gehässigen Blick wurzelt er in meiner Erinnerung und ich glaube, seine pedantische Art, sowie sein Mangel an Verständnis für die Jugend, war hauptsächlich schuld daran, daß ich damals in den Ruf einer ungezogenen Schülerin kam, die immer mehr Schabernak als Lerneifer im Kopfe hatte. Er reizte einen förmlich dazu und ich war es natürlich nicht allein, die diese Stunden für allerlei Allotria ausbeutete. Aber da ich vielleicht am erfindungsreichsten war und zudem nicht Verstecken spielen konnte, so nahm er nun speziell mich aufs Korn. Ich wurde der Sündenbock, der einmal sogar eine Fünf im Betragen erwischte. Frech war es schon gewesen, unter einen Strafsatz, den ich hundertmal schreiben sollte, einfach hundert Gänsefüßchen zu setzen und ihm zu erklären, mein Vater habe nicht gern, wenn wir Papier geuden. Das endigte mit einem wütenden Brief an diesen. (Schluß folgt.)

„Luegid vo Berg und Thal."

Von Dr. Walter Rüsch.

Welcher Schweizer in Heimat und Fremde kennte dieses Lied nicht? Es ist heute mehr als hundert Jahre alt und wie kein anderes mit unserer Natur- und Heimatliebe verwachsen. Wer hat es uns geschenkt und wie ist es entstanden? — so mögen wir heute einmal fragen, nachdem



Ferdinand Huber (1791—1863) der Komponist der schönsten Schweizerlieder.